Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Monatlich 1,20 Mk. einschließlich Bringerlohn. Postscheckkonto: Essen 5113. Anzeigenpreis: Die 7gespaltene Millimeterzeile 15 Pfg., Textzeile 50 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Nachlaß. Anzeigenannahme bis 9 Uhr vormittags. Fernsprecher: Altena Nr. 17. Geschäftsstelle: Altena, Lennestraße 13.

Nr. 53

Der Volksfreund

Amtliches Organ des Landrats des Kreises Altena

Für Altena, Lüdenscheid, Iserlohn, Plettenberg, Werdohl, Neuenrade, Hemer, Menden, Arnsberg, Meschede, Brilon, Olpe, Siegen, Wittgenstein, Siegerland, Bergisches Land, Sauerland

Geschäftsstelle: Altena, Lennestraße 13. Fernsprecher: Altena Nr. 17. Postscheckkonto: Essen 5113

Verantwortlich für den politischen Teil: Hermann Sommelmann, Altena. Druck und Verlag: P. A. Sanke, Altena.

richtet sind. Wer die Mittel dazu besitzt, kann in Madrid im Palasthotel oder im Ritz wohnen und wird sich dann ebenso bequem wie in den Luxushotels von London oder Paris befinden er wird es kaum merken, daß er sich in Spanien befindet. Der Ausländer aber, der in Madrid heimisch werden will, versucht sich anders einzurichten. Fast in allen Straßen werden Pensionen mit allem Komfort angepriesen, unter denen man seine Auswahl treffen kann. Komfort ist gewiß ein relativer Begriff; der in Spanien gebotene unterscheidet sich von der deutschen Auffassung von Wohnlichkeit und Bequemlichkeit, so daß ein Nordländer nur schwer im spanischen Leben aufzugehen vermag.

Die Pensionen liegen meistens in den oberen Stockwerken. Der angepriesene Komfort bedingt also, daß ein Lift im Hause vorhanden ist. Jedoch merkt man bald, daß der Fahrstuhl nur drei Tage in der Woche in Ordnung zu sein pflegt; auf jeden Fall aber nach 10 Uhr abends außer Dienst gesetzt wird. Leider gehört das Telephon in Madrid noch zu den Luxusgegenständen. Man findet es in den wenigsten Privatwohnungen, nur in den modernen Häusern gibt es in der Portierloge einen Fernsprecher, der von allen benutzt werden kann. Wird man also angerufen, so muß man sechs Treppen hinabsteigen, nimmt man dann den Hörer auf, so ist die Verbindung natürlich schon abgebrochen. Nun ruft man eine Viertelstunde „oiga" (d. h. hören Sie) in den Apparat. Dann antwortet das Fräulein „diga" (d. h. reden Sie) und dann bekommt man doch keinen Anschluß und schickt einen der vielen kleinen uniformierten Botenjungen, die jeden Auftrag gegen geringes Entgelt schnell und geschickt ausführen. Auch die Stadtpost soll man nicht benutzen, da ein Brief schneller ins Ausland als in die Hände eines Madrider Adressaten gelangt. Man gewöhnt sich also die Eile ab, und merkt dann, daß es sich in der Tat ohne Telephon ganz komfortabel leben läßt.

Zum außerordentlichen Komfort einer Madrider Wohnung gehört ferner, daß sich die Räume heizen lassen. Denn trotz dieses kalten Winters gibt es in mehr als dreiviertel aller Häuser keine Oefen. Als Ersatz benutzt man den Brasero, ein Metallbecken, das mit glühenden parfümierten Kohlen gefüllt unter den Tisch geschoben wird, das also im besten Falle die Füße wärmt, dessen Ausdünstungen aber betäuben und wobei die Hände erstarren. Auch ist man sicher, sich zu erkälten. Jedoch i stauch ein Zimmer mit Zentralheizung nicht besonders behaglich, da der Ofen in der Ecke zwar warm ist, der kalte Wind aber fröhlich durch die Spalten der Balkontür ins Zimmer bläst. Die Kälte wird besonders empfunden, da die Diele aus bunt polierten Steinen besteht. Die Möbel sind primitiv. Der Kleiderschrank hat zwar einen Spiegel, aber er schließt nicht, auch ist die Schublade mit einer Sensung von 45 Grad angebracht, so daß sie beim unachtsamen Oeffnen von selbst auf den Boden schießt, und die Wäsche herausfällt. Ein wackliger Tisch vervollkommnet den Komfort. Um auf ihm zu schreiben, muß man zu balancieren verstehen. Aber der Spanier stößt sich nicht daran und ist ehrlich verwundert, wenn man an den Bequemlichkeiten etwas auszusetzen findet. Wirt und Wirtin — hier recht wohlhabende Leute — schlafen zusammen mit zwei halberwachsenen Kindern in einem einzigen großen Familienbett in einem fensterlosen Raum. Die Stubenmädchen haben überhaupt kein Zimmer, sondern schlagen bald im Speisezimmer, bald in der Küche ihr Bett auf und sind dabei immer fröhlich und zufrieden. Niemand empfindet das Bedürfnis der Isolierung, des sich Abschließens in seinem eigenen, gemütlichen Zimmer. Das sind Wunderlichkeiten, die man dem Ausländer zu gute hält. Auch das Verlangen nach einem warmen Bade erhält hier einen exotischen Beigeschmack.

Das Essen in den Madrider Pensionen ist gut und reichlich, und die Preise sind, an den deutschen gemessen, mäßig, sie schwanken zwischen sechs und zehn Mark täglich, nur muß man sich an die unvermeidlichen Würzen fast einer jeden spanischen Speise, an Knoblauch und an Olivenöl, gewöhnen. —

Die spanische Küche.

Die spanische Küche ist ein Kapitel für sich. Im Prinzip ist sie ausgezeichnet, aber die Praxis entspricht nicht immer der Theorie. Gegen den Gebrauch von Oel an Stelle von Butter oder Schmalz wäre an sich nichts einzuwenden, wenn das Oel immer geruchlos wäre. Man merkt bald, daß Fische, Artischocken und Bohnen weit besser in gutem Oel als in Butter gesotten schmecken. Aber der starke Dunst von gebranntem Oel und Knoblauch, der fast in jedem Hause lastet und zum Husten reizt, vertreibt anfänglich allen Appetit. Sogar ein süßliches Brot, das aus dem feinsten Mehl besteht, aber mit Knoblauch, Gewürzen und Oel angerührt ist, wird am Morgen zur Schokolade gereicht. Es soll sehr gut schmecken. — Ausgezeichnet ist der sogenannte Puchero, der täglich von Millionen von Spaniern gegessen wird, das ist eine Fleischsuppe, die mit großen Erbsen, Wurst und Speck und allerlei Gemüsen usw. zusammengekocht wird. Dann werden noch einige scharfe Gewürze hinzugetan, und das Gericht ist fertig. Auch der Arroz Valenciano, d. h. Reis auf valenzianische Art gehört zu den spanischen Leibgerichten. Zuerst wird Oel in einem Kessel gedunstet, dann kocht man den Reis, fügt Schweine- oder Ziegenfleisch hinzu, ferner allerlei Arten von Krebsen oder Schaltieren, auch Austermuscheln, über das Ganze wird in dichten Reihen süßer Pfeffer gelegt, Safran gestreut. Die Speise mundet ausgezeichnet. Auch an Stockfisch gewöhnt man sich, der auf keinem spanischen Tisch fehlt, und meistens ausgezeichnet zubereitet wird. Die Eierspeisen sind mannigfaltig und gut. Um die Früchte und um den Wein, der auf den spanischen Tisch kommt, kann natürlich jeder Deutsche den Spanier beneiden. Nur ist der Spanier sehr mäßig und zieht gewöhnlich klares Wasser dem Wein vor. —

Selten findet man in Deutschland soviel echte Herzensfreundlichkeit und Anspruchslosigkeit wie bei den spanischen Wirten und Wirtinnen. Jeder kleine Wunsch wird mit einem Lächeln erfüllt, und die Pensionswirtin empfindet wirklichen Kummer, wenn sie es jemand nicht recht machen kann. Nichts wird extra berechnet, das Neppen scheint ein unbekannter Begriff zu sein. Nie hört man schelten und streiten. Dafür gibt es allerdings auch keine Ruhestunden. Bis tief in die Nacht hinein wird laut gesprochen und Besuch empfangen, keine Tür wird verschlossen, doch kommt es niemals vor, daß etwas gestohlen würde. Die Spanier sind von einer den Ausländer beschämenden Ehrlichkeit.

Alles das sind Aeußerlichkeiten und Kleinigkeiten, an die man sich aber langsam gewöhnt. Bald vergißt man auch das Hasten der Welt da draußen, und freut sich über die Sonne, die fast ununterbrochen durch das Fenster lacht. Man empfindet die selbstverständliche, ritterliche Freundlichkeit, von der man umgeben wird, als eine Wohltat, und allmählich beginnt man, sich in den „komfortablen Pensionen" wirklich ganz komfortabel zu fühlen. Man sieht von Aeußerlichkeiten, die dort draußen unentbehrlich erscheinen, ab, und merkt, daß sie nicht Lebensbedingungen, sondern Lebenskomplikationen waren. Es gibt viele Deutsche, die, wenn sie erst einige Jahre in Spanien gelebt haben, nicht mehr in Deutschland heimisch werden wollen.

Ueber den Bergen

Ueber den Bergen, weit zu wandern,
Sagen die Leute, wohnt das Glück,
Ach, und ich ging im Schwarme der andern,
Kam mit verweinten Augen zurück.
Ueber den Bergen, weit, weit drüben,
Sagen die Leute, wohnt das Glück.

Karl Busse.

Am Ausguck

Assyrische Christen.

Rund um den Ararat, in jener abseits des großen Weltverkehrs gelegenen Rumpelkammer der Erde mit dem bunten Gemisch von Völkern, Sprachen und Religionen, haben sich die Reste des einst blühenden assyrischen Christentums erhalten. Die assyrischen Christen sind nicht mit den armenischen zu verwechseln, wenn auch die Schicksale dieser beiden Gruppen einander sehr ähnlich sehen. Es hat eine Zeit gegeben, da das assyrische Urchristentum eine bedeutende weltliche und geistliche Macht darstellte. Von Assyrien aus wurde bereits im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung das Christentum bis nach China getragen, wovon die assyrischen Inskriptionen von Sin-gan-fu Zeugnis ablegen. Doch von dieser Machtstellung blieb nichts erhalten; in der Aera des Islam wurde die assyrische Christenheit durch Verfolgung und Uebertritt zum Glauben Mohammeds so stark dezimiert, daß heute höchstens noch hunderttausend Assyrerchristen vorhanden sind. Seldschuken, Türken und Kurden haben nacheinander gegen sie gewütet. Gegenwärtig leben etwa neuntausend Flüchtlinge aus Nordpersien und Kurdistan in Tiflis und Umgebung in jämmerlich schlechten Verhältnissen. rk.

Rückgang der Auswanderungsziffern.

Eine natürliche Folge der traurigen Wirtschaftslage Deutschlands nach dem Weltkriege ist die Zunahme der Auswanderung im Vergleich zur Vorkriegszeit. Kamen im Jahre 1913 auf 100 000 Einwohner nur 39 Auswanderer, so waren es 1925 ungefähr 80. Wenn auch bei den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen in Deutschland, in dem die Ernährungsbasis für seine Bevölkerung zu eng geworden ist, mit einem raschen Rückgang dieser Zahl zu rechnen ist, so kann doch immerhin die erfreuliche Tatsache festgestellt werden, daß die deutsche Auswanderung in den beiden letzten Jahren erheblich geringer geworden ist. Die höchste Auswanderungsziffer, die bisher in Deutschland überhaupt erreicht wurde, weist das Jahr der Währungskatastrophe 1923 mit 115 416 Auswanderern auf. 1924 waren es dagegen nur noch 58 637. Das Jahr 1925 brachte einen weiteren Rückgang dieser traurigen Zahlen. Während in den ersten zehn Monaten von 1924 noch 55 200 auswanderten, waren es in dem gleichen Zeitraum des Jahres 1925 nur noch 46 256. Ob allerdings diese Besserung, trotz der gegenwärtigen Krisis, anhalten wird, muß erst die Zukunft lehren. r.



Ein neuer Ankerturm für Luftfahrzeuge in Paris.

Konserven vor 1600 Jahren.

Schon lange vermutete man in den Kreisen der Nahrungsmittelchemiker, daß das Konservieren sehr alt sein müsse, weil man sich ja sonst die langen Kriege im Altertum nicht hätte erklären können. Wie heute, so war auch damals schon die Verpflegung der Truppen eine Vorbedingung langer Kämpfe und Märsche. Daß es in der Tat der Fall. Schon im Altertum konservierte man Lebensmittel. In den Schriften des griechischen Schriftstellers Synesius findet sich eine Stelle, aus der hervorgeht, daß die Römer die Erbse wohl zu konservieren wußten. Synesius, der aus Alexandrien stammte und 412 als Bischof von Ptolemais gestorben ist, beschreibt ausführlich, wie Kaiser Carinus Erbsbrei gegessen, den man in Form von Mehl aus der Heimat mitgeführt hatte und kunstvoll als Erbsenbrei zuzubereiten verstand. Leider vergaß der Kirchenfürst, seinen Gewährsmann erzählen zu lassen, wie man die Konservierung in der Heimat vornahm und welche Umstände zu der Entdeckung führten, daß sich die Erbse gut zur Konservierung eigne, ferner, wie man es im Altertum anstellte, daß das Erbsmehl sich Jahre hindurch frisch erhielt. Immerhin ist aber die Feststellung, daß es schon im Jahre 283 Erbsenkonserven gegeben hat, doch wichtig. Dieses alte Erbsenmehl ist dann der Vorläufer der bei uns so beliebten Erbswurst geworden.

Folgen der Trockenlegung.

Eine ans Groteske grenzende Nachricht macht in Amerika die Runde durch die Blätter. In Detroit, dem Sitze der großen Fordschen Automobilfabriken mit ihren Arbeitermassen, hatte sich die Nachricht verbreitet, in dem Grenzstädtchen Windsor in der kanadischen Provinz Ontario lagerten Riesenmengen von Biervorräten, deren Zweck aber bei der geringen Einwohnerzahl so gut wie verfehlt sei. Kaum war diese Nachricht bekannt geworden, als etwa 60 000 Menschen, die das als amerikanischen Ort trockengelegte Detroit mit dem „feuchten" Windsor verbindende Brücke stürmten, um in den Genuß der Biervorräte zu gelangen. Tatsächlich waren diese in wenigen Stunden vertilgt, die in Detroit verdienten Arbeitergroschen in die Taschen der Kanadier geflossen u. zahllose Brückenstürmer hatten infolge des Gedränges Verletzungen und Sachbeschädigungen zu beklagen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanke, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 9 — Mittwoch, 3. März — 1926

Unehrliche Leute

Von Dr. Martin Ulbrich.

Von jeher haben die Menschen die Neigung gehabt, gegeneinander große Unterschiede zu machen, von denen die weitgehendsten auf Willkür beruhten. Man denke nur einmal an die Sklaverei, die durch Jahrhunderte Millionen zur feilen Ware erniedrigte, bloß weil sie das Unglück hatten, im Kriege gefangen zu werden oder von Sklaven abzustammen. Das Mittelalter kannte den Stand der Unehrlichen, auf denen von berufswegen oder von Geburt an ein Makel haftete, der sie zu jeder gesellschaftlichen Stellung unfähig machte.

Dahin wurden zunächst die Frauen und Mädchen gezählt, die sich von der Unzucht ernährten. Sofern sie vagierten, hießen sie „fahrende Frauen". Sie tauchten auf bei Messen und Märkten und stellten sich auch bei Konzilien und Reichstagen ein, wo sich ihnen Gelegenheit zu einträglichen Geschäften darbot. Andere waren seßhaft in den sogenannten Frauenhäusern. Letztere waren von Magistraten, Fürsten oder Bischöfen konzessioniert. In Frankfurt am Main war der Ausdruck „Mantelgotteshäuser" üblich. Der Rat zu Ulm nahm Frauenwirte in Eid und Pflicht, die, mit prunkvoller Kleidung und Waffenschmuck angetan, auf Ordnung zu sehen, stets frische Waren zu liefern und nicht unter 14 Insassen zu halten hatten. Genau waren die Gebühren festgesetzt. Ab und zu geschah es, daß ein Fürst oder Bischof einen Günstling mit den Einnahmen eines Frauenhauses belehnte.

Um dieser Häuser willen entstand ein schwunghafter Frauenhandel, und es ist bekannt, daß um 1250 in Venedig schwäbische Mädchen und in London vlämische hoch im Preise standen. Im Jahre 1267 erhielten vom Rat zu Rostock vier Schiffspatrone die Erlaubnis, je 40 schöne Mädchen für die Heringsfischer zu Schonen auszuführen. Mit Genugtuung berichtet der Chronist F. W. Barthold, daß diese Schiffe untergegangen seien zum Erweis der Rache Gottes an den Frevlern.

Zum Schutze der ehrbaren Frauen führten verschiedene Magistrate für die Unehrlichen besondere Trachten und Abzeichen ein. In Hamburg mußten sie eine auffallende Haube, in Augsburg grüngestreifte Schleier, in Leipzig gelbe Mäntel und in Zürich rote Kappen tragen.

Man kann nicht sagen, daß die unehrlichen Frauen schlecht behandelt wurden, wenn auch die Umwelt sich streng von ihnen schied. Man durfte sie nicht schlagen und gewaltsam ausbeuten. Bei Festen teilte man ihnen Geldgeschenke und Speisen zu. Wenn der Frankfurter Rat sein alljährliches Hirschessen abhielt, schmückte man sie mit Blumensträußen. In Wien zog man sie zum Johannisfeste hinzu und erlaubte ihnen, mit den Handwerksgesellen zu tanzen. Wenn Fürsten in eine Stadt einzogen, versäumten sie selten, dem Frauenhaus einen Besuch abzustatten.

Zeitig nahm sich die Kirche dieser Aermsten an und ließ sie zum Gotteshaus und zum Sakrament zu, wenn sie auch besondere Plätze einnehmen mußten. Diejenigen, welche sich bessern wollten, fanden Aufnahme in den Klöstern der Büßerinnen und Magdalenenschwestern. Ein frommer Priester, Heinrich von Hohenberg, sammelte seit 1303 die Dirnen zu Colmar in einem besonderen Heim, erbettelte für sie Lebensmittel und Kleidung und verheiratete sie, wenn es möglich war, mit ordentlichen Männern.

Es gab aber auch im Mittelalter Leute, deren Lebenswandel durchaus nicht anstößig war, die aber doch um ihres Standes willen den Makel der Unehrlichkeit tragen mußten, z. B. die Zöllner, Schäfer, Leinweber, Bader und Müller. Das schloß aber nicht aus, daß an manchen Orten diese Unehrlichkeit unbekannt war, so bei den Webern zu Augsburg, unter denen das Geschlecht der Fugger zu hohen Ehren gelangte.

Unehrlich waren besonders die fahrenden Leute, die Musikanten, Gaukler, Schausteller, Seiltänzer, Klopffechter, Marktschreier und Bänkelsänger. Daß die Schinder, Scharfrichter und Abdecker unehrlich waren, ist eher zu verstehen. Hat man doch heute noch einen gewissen Widerwillen gegen die Vertreter dieser Stände. Ihre Not aber veranlaßte sie, sich zu Bündnissen zusammenzutun und Schutzherren zu suchen. Zu einer großen Gemeinschaft taten sich schon zeitig die Pfeiffer, Trommler und Trompeter zusammen und wählten sich zu ihrem Patron den mächtigen Grafen von Rappoltstein im Elsaß, der daher den Titel „Pfeifferkönig" führte. Die Keßler und Kaltschmiede gewannen die Gunst der Grafen von Württemberg und errichteten in den schwäbischen Städten Gerichte, die jene straften, die ihnen ins Handwerk pfuschten. Den merkwürdigsten Bund schlossen die Henker, Folterknechte und Pest-Totengräber zu Basel mit dem Sitz auf dem Kohlenberg. Ihr Oberster war der Schultheiß, der, von den sieben Freyetsknappen umgeben, das rechte Bein entblößt und ins Wasser gestellt den Verbandstagen präsidierte. Von diesen Leuten ging eine unheimliche Gewalt aus, da man ihnen übernatürliche Kräfte und Künste zutraute. Man nahm sie in vielen Nöten und Krankheiten in Anspruch, und in der Tat mögen unter ihnen Leute von besonderem Wissen und großer Tüchtigkeit gewesen sein. Andere nützten den Aberglauben der Masse aus und trieben die sogenannte Passauer Kunst, die gegen Hieb und Stich fest machte, oder sie gossen nach Pilsener Rezept Freikugeln, die jedes Ziel trafen, oder sie verhandelten glückbringende Diebsdaumen und Strickenden von Gehängten. Manche von ihnen wurden dadurch zu reichen Leuten. Allerdings konnte ihnen auch ein großes Vermögen nicht den Makel der Unehrlichkeit nehmen.

Mit diesem Vorurteil räumte erst die französische Revolution auf, die in Durchführung des Prinzips der allgemeinen Gleichheit der berühmten Henkersfamilie Sanson de Longval, die zweihundert Jahre lang das Schwert geführt, die bürgerliche Rechtsbeschaffenheit verlieh. In Deutschland fegten die Stürme der Napoleonischen Bewegung die letzten Reste jener alten Schranken hinweg, die so lange die Menschen in zwei entgegengesetzte Lager zerspaltet hatten. Heute ist nur noch derjenige unehrlich, der durch ehrloses Handeln sich selber um seinen guten Ruf und ehrlichen Namen gebracht hat.

—⊏—

Die Legende vom Bockbier

Von Goby Eberhardt.

Wohl schon in uralten Zeiten war Bayern wegen seines trefflichen Bieres berühmt, namentlich weitseiferten das Hofbrauhaus und die Klöster um den Vorzug der besseren Sorte. Vornehmen Gästen aus fernen Landen, die auf ihren Reisen auch das glänzende Hoflager der bayrischen Regenten in München besuchten, wurde neben den köstlichen Weinen auch wohl mitunter ein Becher bayrischen Bieres kredenzt, mit einer wohlmeinenden Warnung vor der Stärke des edlen Saftes.

Da begab sich's, daß ein Braunschweiger Ritter der fürstlichen Tafel freimütig erklärte, die Braunschweiger Mumme sei ein weit gehaltvolleres Bier, als Bayern oder irgend ein anderes Land aufzuweisen vermöge, so zwar, daß ein ausgepichter Trinker nicht mehr als drei bis vier Glas trinken könne, ohne taumeln zu müssen. Der Herzog warf dem Mundschenken, einem stattlichen Manne, einen fragenden Blick zu, der ihn schweigend aufzufordern schien, den Ruf des bayrischen Bieres zu retten. „Mit Gunst, Herr Ritter," nahm der Mundschenk das Wort, „mit meines gnädigsten Herrn Herzogs Erlaubnis möcht' ich wohl eine Wette antragen."

Der Herzog nickte beifällig und der Ritter äußerte lächelnd, er möge nur mit seiner Wette herausrücken.

„Es mag sein," fuhr der Mundschenk fort, „daß eure Braunschweiger Mumme ein köstliches Getränk sei; allein unser bestes Bier habt ihr sicher noch nicht gekostet. Beliebt es euch, am 1. Mai des kommenden Jahres auf eurer Heimkehr aus Frankreich bei dem gastlichen Hofe meines gnädigsten Herrn Herzogs wieder einzusprechen, so will ich euch ein bayrisches Bier kredenzen, dergleichen in der ganzen Christenheit nicht mehr zu finden sein soll. Es wird euch das munden, vermeine ich; ihr mögt dann drei Becher davon trinken, während ich den größten Humpen an unserem Hofe, mit eurer Braunschweiger Mumme gefüllt, auf einen Zug leere. Wer von uns beiden, eine halbe Stunde danach, auf dem linken Fuße stehend, eine Nähnadel mit dem kleinsten Oehre einfädeln kann, soll die Wette gewonnen und von dem unterliegenden Teile ein mächtiges Faß echten Tokayer zu empfangen haben."

Unter fröhlichen Scherzen wurde diese Wette geschlossen, und als der Ritter sich entfernt hatte, klopfte der Herzog dem Mundschenk auf die Schulter und sprach lächelnd: „Nimm dich zusammen, damit der Braunschweiger dich nicht aus dem Sattel heben möge!"

Am frühen Morgen des 1. Mai trabte der Braunschweiger Ritter in den Schloßhof der herzoglichen Burg und wurde wegen seiner Pünktlichkeit freundlich empfangen. Am Schlusse der Mittagstafel erschien der Mundschenk mit seinem Gefolge. Voran wurde auf Tragbahren, die mit frischen Birkenzweigen durchflochten waren, zwei Fäßchen gebracht, jedes mit zwei Fähnchen geschmückt, wovon das eine das Wappen von Bayern, das andere von Braunschweig zur Schau stellte. In dem einen Fäßchen war Braunschweiger Mumme, in dem anderen das geheimnisvolle bayrische Bier. Der Herzog hatte sich vorbehalten, ihm einen Namen zu geben.

Der Mundschenk ließ zuerst, nach dreimaliger Verneigung vor dem Herzog und dem ganzen Hofe, den silbernen Riesenhumpen von schönster getriebener Arbeit und die drei silbernen Becher für den Ritter auf die Tafel stellen. Dann kredenzte diesem ein Edelknabe Braunschweiger Mumme, damit er sich von deren Gehalt überzeuge. Er fand sie echt und stark. Ein Kellerdiener ließ nun die Braunschweiger Mumme in den Riesenhumpen rinnen, und es dauerte eine geraume Zeit, bis er voll war bis zum Rande. Dann hoben ihn drei Männer auf die Tafel. Inzwischen hatte ein anderer Edelknabe die drei gefüllten silbernen Becher vor den Ritter hingestellt, der sich bei dem Anblick des Riesenhumpens eines mitleidig ungläubigen Lächelns nicht enthalten konnte.

Auf ein gegebenes Zeichen schmetterten sechs Trompeten eine lustige Weise. Da packte der Mundschenk mit kräftigen Armen den Humpen an beiden Henkeln, setzte ihn an den Mund, schloß die Augen und ließ die Mumme so gemütlich durch seine Kehle rinnen, als ob er das Getränk nur in ein anderes Gefäß umzugießen habe. Als der Ritter eben den letzten Trunk aus dem dritten Becher tat, kehrte der Mundschenk den Riesenhumpen zur Nagelprobe um, die ihm auch vollkommen gelang. Eine Hofdame hatte die zwei feinsten Stecknadeln zur

schweren Probe geliefert; sie lagen nebst starker Seide zum Gebrauche der Wettenden bereit.

Wenige Sekunden fehlten noch, um die halbe Stunde voll zu machen, die zum Einfädeln bestimmt war. Allerlei Scherzreden wurden gewechselt. Da entfernte sich der Ritter unbemerkt und eilte in den Burggarten, um frische Luft zu schöpfen. Allein, kaum hatte er den Schloßhof erreicht, als er rücklings zu Boden stürzte. Dies bemerkte der Diener am Bogenfenster des herzoglichen Speisesaales, meldete es nun gleich dem Herzog, der sich sogleich mit allen Anwesenden zum Ritter begab, der sich nicht mehr emporrichten konnte.

„Um Gott, Herr Ritter, wer hat euch denn in den Sand geworfen?“ fragte teilnehmend der Herzog, während zwischen ihm und dem Ritter, auf dem linken Fuße stehend, der Mundschenk, ohne zu wanken, einfädelte.

„Ein Bock“ — antwortete der Ritter mit schwerer Zunge, konnte aber nicht mehr als diese zwei Worte sprechen.

„Ein Bock! Ein Bock!“ lachte der Herzog aus vollem Halse. „Nun haben wir den Namen!“ „Ein Bock“ soll dein Bier heißen, Mundschenk!“

Der Mundschenk bekam sein Faß Tokayer vom Ritter und vom Herzog das ausschließliche Privilegium, alle Jahre am 1. Mai bis zum Fronleichnamsfeste dieses Bockbier zu verkaufen und dieses Recht auf seine Söhne vererben zu dürfen. Sein Name starb aber mit seinem Enkel aus und das Recht wurde sodann dem Hofbrauhaus auf ewige Zeiten verliehen.

—⊡—

Das Abrüsten der Anderen!

Rechtzeitig zu Beginn des neuen Jahres ist in J. F. Lehmanns Verlag in München der 23. Jahrgang des Beyer, des altbewährten Taschenbuches der Kriegsflotten erschienen. (Preis gebd. 12 Mark.) Mit der Genauigkeit und Zuverlässigkeit, die dieses Buch zum besten aller Marinenachschlagebücher der Welt gemacht hat, ist es auch diesmal auf 385 Seiten mit Text und Bildern auf den neuesten Stand gebracht. Auch der wichtige Abschnitt, der die Seeinteressen der Welt statistisch behandelt, ist weiter ausgebaut. Beyers marinepolitische Rundschau, die er alljährlich im 4. Teil des Taschenbuchs veröffentlicht, genießt bei allen Fachleuten des In- und Auslandes den besten Ruf.

Ihr entnehmen wir die nachfolgenden Ausführungen:

Man hat sich mit größtem Eifer auf eine schnelle und sehr umfangreiche Vermehrung derjenigen Schiffe und Fahrzeuge geworfen, die der Washington-Vertrag zu unbegrenzter Beschaffung frei gelassen hat. Diese „leichten“ Seestreitkräfte werden mit einem solchen Kostenaufwand und in so großer Menge gebaut, daß man ohne Uebertreibung heute wieder von einem Wettrüsten zur See sprechen kann. Dabei ist nicht außer acht zu lassen, daß gerade diesen leichten Seestreitkräften in einem künftigen Kriege eine hervorragende, wenn nicht ausschlaggebende Rolle zufallen wird, zumal in Verbindung mit den Luftwaffen, deren Größe und Mengen ebenfalls unbegrenzt gelassen sind, und die daher auch gewaltig vermehrt werden.

Auffallend ist, daß auch diejenigen Staaten, von denen am lautesten der Ruf nach Abrüstung erschallt, und die den Völkerbund als allein seligmachende Einrichtung für die Bürgschaft ewigen Friedens preisen, mit am eifrigsten sich an der Seerüstung beteiligen.

Sollten die Stimmen doch wohl recht haben, welche der ehrlichen, nüchternen Ueberzeugung sind, daß keinerlei Gewähr in Sicht ist für den Anbruch des goldenen Zeitalters des ewigen Friedens auf Erden, und die das ironische Wort prägten, die lautesten Rufer nach Einschränkung der Kriegsmittel meinten damit im Grunde nur das Abrüsten „der Anderen“?

Aus Washington kommen freilich ab und zu wieder Nachrichten, welche darauf hindeuten, daß dort in leitenden Kreisen der Wunsch besteht, eine neue Konferenz einzuberufen, auf welcher über eine Einschränkung der „leichten Seestreitkräfte“ beraten werden solle. Wie wenig Neigung indessen und wie wenig Vertrauen auf ein zufriedenstellendes Gelingen eines derartigen Unternehmens vorhanden ist, hat schon die mißlungene Konferenz 1924 in Rom bewiesen, zu welcher alle über Linienschiffe verfügenden Staaten einschließlich Rußlands, aber ausschließlich Deutschlands, aufgefordert waren. Da Rußland, Spanien, Argentinien, Brasilien und Chile wesentlich mehr Linienschiffe beanspruchten, als die „führenden“ Seemächte ihnen gönnten, ging diese Konferenz unverrichteter Dinge auseinander. Auch Frankreich hat schon f. Zt. in Washington und bei verschiedenen Gelegenheiten später energisch betont, daß es gar nicht daran denke, sich auch noch die Stärke seiner leichten Streitkräfte zur See vorschreiben zu lassen.

Nach alledem scheint wenig Aussicht dafür, daß der Wunsch nach einer neuen Abrüstungskonferenz bald in Erfüllung gehen wird.

—⊡—

Blauveilchen im deutschen Volksbrauch

Seit alters her ist das „wohlriechende“ Veilchen (Viola odorata) eine Lieblingsblume des Volkes. Schon die Griechen und Römer sahen in dem zarten Blaublümelein ein Sinnbild des Lenzes, und die Germanen weihten es ihrem Donnergott Thor, der mit dem Hammer das Eis zerschlägt, damit die Trift sich aufs neue begrünen kann. Zur Zeit des Herrn Walther von der Vogelweide war es in Deutschland bereits allgemein Brauch an linden Vorfrühlingstagen die Jugend hinauszuschicken, um vor den Toren der Stadt, auf dem Dorfanger oder am Waldessaum nach frühen „Veigelein“ auszuspähen. Mit dem ersten dieser anmutigen Blümchen war auch der „Sommer“ gefunden. Nur die schönste und brawste Maid durfte das Veilchen pflücken, das sogleich an einer buntverzierten Stange befestigt ward. Beschorte die Flur recht viele Blaublümelein, dann erhielt das „Zepter des Lenzes“ noch eine Guirlande, auch schmückten sich die Mädchen und Kinder mit Kränzen, die Burschen mit einem Sträußlein. Danach wanderte die festlich geputzte Schar, frohe Lieder singend, in den Ort zurück; schließlich wurde die Stange mit dem Frühlings-Symbol auf einem freien Platz eingepflanzt und im munteren Reigen umtanzt.

Das „Einholen“ der ersten Veilchen war übrigens nicht nur eine Belustigung der einfachen Volksschichten. Auch in den vornehmen Kreisen war man gern bereit, sich gelegentlich in dieser naiven Art zu vergnügen. Um den frühesten „veil“ oder „viol“ gebührend zu ehren, wurden sogar bei Hofe allerlei Feste gefeiert, und mancher Kavalier mag, von Eitelkeit gestachelt, tagelang im Grünen herumspaziert sein, in der Hoffnung, irgendwo ein paar der vielbegehrten Lenzboten zu entdecken. Nicht immer erntete der glückliche Finder den geträumten Lohn, wie dies z. B. der Fall des Herrn Neidhardt zu Reuental zeigt. Als der berühmte Minnesänger, der sich zu jener Zeit der besonderen Gunst des Wiener Hofes erfreute, einst am Gestade der „schönen blauen Donau“ lustwandelte, fiel sein Blick zufällig auf ein just erblühtes Veilchen. Er bedeckte es fürsorglich mit dem Hut und eilte nach Wien, um den süßduftenden Fund zu melden. Leider war inzwischen ein Bauer an der bewußten Stelle vorübergekommen, der pflückte das Veilchen — — „und ließ zurück, was sich nicht singen, noch sagen läßt!“ Dieses nicht näher zu beschreibende Etwas fand nun der Hofstaat, und Herrn Neidhart blieb nichts weiter übrig als die schleunige Flucht. Am Weg aber bemerkte er plötzlich sein Veilchen auf einer Stange, von Bauerndirnen und Burschen umjubelt. Seine Wut war so groß, daß man ihn nur mit Mühe daran zu hindern vermochte, sich das „corpus delicti“ mit dem Ritterschwert zurückzuerobern. Seitdem nährte der Poet einen grimmen Haß, den er in Spottversen auf die „dörperheit“ so giftig zum Ausdruck brachte, daß es ihm bald den Spitznamen „Bauernfeind“ eintrug.

Dem Volk war das Veilchen stets ein Sinnbild der Bescheidenheit, frommen Demut und weiblichen Sittsamkeit, auch war es, gleich dem Vergißmeinnicht, ein Symbol der Treue. Blauveilchen bot die Liebste zum Abschied dar oder sie schenkte, wie es im Lied heißt, ein Kränzel

„von Veil und roten Rosen,
von Veil und grünem Klee.“

Sehr verbreitet war der Glaube an die Heilkraft der Pflanze. Späterhin waren die Samen und Wurzeln Apothekerware; Stücke der letzteren pflegten die Mütter ihren Kleinen um den Hals zu hängen, damit sie leichter zahnten. Dick eingekochter Veilchensyrup diente zur Linderung von Katarrhen, und noch der Pfarrer Kneip verordnete Veilchenblüten-Tee gegen den Keuchhusten. In Thüringen streicht man mit dem ersten Veilchen mehrmals über die Augen, um sie von Krankheiten zu bewahren.

Wie die gern besungene „blaue Blume“ erschließt das Veilchen den Pfad zu verborgenen Schätzen. Nach einer Lausitzer Sage wurde die Tochter Zernebogs, des übelwollenden Wendengottes, in ein Veilchen verzaubert, das nur alle hundert Jahre blühen darf. Wer es dann findet, dem wird viel Glück widerfahren, denn er gewinnt alsbald die lieblichste und reichste Jungfrau im ganzen Lande.

Alice Linde.

Die Stadt der tausend Tempel

Von Albert Schweitzer.

Was Mekka für den Islam, Kandy für den Buddhismus, das ist Benares für die Brahmanen. Mehr noch. Benares ist die Hochburg und Geburtsstätte des Brahmanentums, aber zugleich auch das Herz eines jeden religiösen Pulsschlages. Hier laufen alle die zahlreichn Fäden indischer Kultur und religiösen Empfindens zusammen. Hier sind alle Götter und Götzen des weiten indischen Himmels vereinigt, die in kaum faßbarer Zahl als Inkarnation des höchsten Wesens Gestalt angenommen haben. In dieser großen Tempelstadt mit ihren mehr als tausend Tempeln findet der Hindu des Himalaja ebensogut die Schutzgötter seiner Heimat wie der Eingeborene von der Küste des Bengalischen Meerbusens, denen er seine Opfer darbringt. Die Millionen Götter des Brahmanentums sind hier um den großen Schiwa versammelt, den Herrn des Lebens und des Todes, den Schöpfer und Vernichter, dem die blutige Göttin Durga beigesellt ist. Daneben thront Wischnu und Ganescha, der mächtige Gott mit dem Elefantenkopf, Hanuman mit dem Affengesicht und unzählige andere Götter.

An der schärfsten Biegung des heiligen Ganges baut sich Benares, diese wunderbare, seltsamste aller Städte amphitheatralisch auf, emporsteigend von den Treppen und Terrassen am Strome zu Tempeln u. Palästen, Kuppeln, Minaretts und Pavillons. Und über all dem thront wie eine Königin, glitzernd und feindlich die imposante, riesige Aurangzep-Moschee mit ihren zwei hohen, schlanken Minaretts. Der heilige Ort der Pilger sind die Gats, die Treppen, die steinernen Symbole des Niederstiegs vom Unreinen, vom Vergänglichen in das ewige Element des Wassers. Mit Stolz nennen die Hindus diese seltsame Stadt Waränasi, die Stadt, die das beste Wasser hat. Ich möchte aber keinem Europäer zumuten, dieses Wasser zu trinken, in dem der ganze Schmutz von Benares schwimmt; dieses Wasser, das die stinkenden, aufgedunsenen Leiber der Heiligen und Aussätzigen bespült. Am heiligen Ganges zu leben ist dem Hindu ein Glück, in seinen Fluten zu sterben, Bedürfnis.

Benares hat achtundvierzig nebeneinanderliegende Treppen oder Gats, die über die steile Uferböschung zum Wasser führen. Besonders interessant ist das Manikharnika-Gat. Den Namen gab ihm sein heiliger Brunnen, in den Mahadawa, eine Inkarnation Schiwas, seinen Ohrring warf. Dicht neben diesem Gat liegt der Verbrennungsplatz. Hier werden täglich zwanzig bis dreißig Menschen verbrannt. Seit Jahrhunderten spiegelt der Ganges solche Feuer, seit Jahrhunderten werden hier ganze Generationen und Dynastien, ja, ganze Völker zu Asche. Und immer standen die Hinterbliebenen ebenso wie gestern und heute, gleichgültig und lächelnd, so ohne sichtbaren Schmerz dabei. Den Hindu scheint keine Angst vor dem eigenen Schicksal zu befallen, kein Grauen zu berühren. Hier trägt der Tod eine andere Maske, bedeutet ein anderes Sterben. Dem Hindu liegt nichts am Körper, die Seele ist es, um die er sich kümmert, mag der Leib ruhig sterben. Und so sehr achtet er die Seele auch in ihrer tiefsten Verdammnis, daß er Schlangen Töpfe mit Milch hinstellt, im Glauben, daß ein Uralme in ihnen lebt.

Täglich spielt sich hier jenes wundervolle Schauspiel der Sühne ab, das grandioser ist in seiner Inbrunst als alle Riten fremdländischer Religionen. Noch bevor die ersten Strahlen der Sonne die Tempelstadt treffen, schreiten hochaufgerichtete Gestalten feierlichen Schrittes die Stufen hinab zum Bade. Je höher die Sonne steigt, um so toller und bunter wird das Leben und Treiben am Ufer. Frauen in roten und blauen Togas tauchen ehrfürchtig in die schlammig-gelben Fluten, während auf den von Wasser triefenden Bronzegestalten der Männer die Strahlen der Sonne tausendfach glitzern. Immer mehr Menschen strömen herbei; Schiffe und Barken beginnen auf der blanken Fläche zu flirren; am Ufer tauchen zwischen gelben und grünen Schirmen die Brahmanen auf. Ihre Tische sind überhäuft mit Blumen und Früchten, den frommen Geschenken, für die sie als Dank den Gläubigen das grelle Zeichen Schiwas, die Keule oder die Schmetterlingsflügel weiß auf die dunkle Stirn malen.

Der Hindu, der gleich allen anderen Naturvölkern Vorsorge für die Zukunft nicht kennt, nimmt Entbehrungen eines ganzen Lebens, Mühsale und Strapazen härtester Art auf sich, um einmal nach Benares pilgern zu können. Jahrzehnte spart er und kann er trotzdem den lächerlich geringen Fahrpreis nicht erschwingen, dann wandert er zu Fuß — barfüßig natürlich, seine Steppdecke, seine kupferne Lota (zum Trinken), sein Kochgeschirr mitschleppend, durch den gelben Lehm der Ebenen. Des Nachts schläft er, wo ergerade ist. Und wenn er zu Tode ermattet ist, es ist ihm gleich, wenn er nur Benares noch lebend erreicht.

Nach dem Bade wallen die Pilger langsam und feierlich, mit Blumen in den Handen, durch die engen, schmutzigen Gassen dieser seltsamen Stadt zu den heiligen Brunnen, Tempeln und Altären, die in einem labyrinthischen Gewirr zahlloser Gäßchen nebeneinanderliegen. Vorbei geht der Weg an den glotzenden Götzen aus Erz und ockergelbem Ton, vorbei an einem Heer von Bettlern, denen Reis und Früchte in die erhobenen Schürzen geworfen wird, vorbei an kleinen Geschäften, die vollgepfropft sind mit Idolen und Bildern des Heiligtums.

Während am Gangesufer ein wunderbar ergreifendes Schweigen herrscht, lärmen hier oben am Eingang des goldenen Tempels zahlreiche Fakire zwischen den Tieren. Hier ist es fürchterlich. Die Gassen sind kaum so breit wie Menschenschultern. Unaufhörlich strömen Menschen durch das offene Tor des Tempels, aus dem der betäubende Duft welkender Tuberosen und Goldnelken sickert. Die heiligen Kühe des Tempels gehen aus und ein, jeder weicht den plumpen Tieren ehrfürchtig aus, bietet ihnen Gras und grüne Stengel an, u. immer neue Menschen strömen herbei, überall betet dieses undergreifliche Volk zu seinen Millionen Göttern. Nicht weit davon ab befindet sich der Durgatempel. Hier reißen dreihundert heilige Affen dem Besucher frech und wild die Futterkörner aus der Hand und den Hut vom Kopfe.

Das ganze Leben dieser Stadt richtet sich nach den Bedürfnissen der frommen Pilger. Zahlreiche Brahminen stehen ihnen zur Verfügung, begleiten sie auf ihren Opferwegen, sprechen für sie die wirksamsten „Mantras“ oder Gebete, unterziehen sich der schwersten Buße und Askese und martern den Leib, damit die Pilger selig werden. Eine große Anzahl Gasthöfe und Speisehäuser sorgen für die bestimmte Nahrung. Ganze Straßenzüge hindurch gibt es nichts als Buden, in denen Messingtöpfe für die Waschungen, Blumen und Reis für Opfergaben und kleine bronzene Götzenbilder zur Erinnerung an die Pilgerfahrt verkauft werden.

Erst in den vom Tempelviertel weitabliegenden Straßen wird es etwas ruhiger. Hier liegen die zum Trocknen aufgeschichteten Kuhmistfladen, die als Heizmittel verwandt werden. Hier befindet sich auch das Hindu-College, wo die indischen Gelehrten, die Mystiker, die Theosophen leben, die barfuß mit entblößter Brust, mit Brillen und in Hüfttüchern die heiligen Schriften lesen.

Am Ufer des Ganges stehen die Paläste der Maharadschas, die ihre frommen Ahnen vor langer Zeit erbauten. Und zwischen all der Wirrnis schmutziger Gassen, phantastischer Häuserreihen und hin- und herwimmelnder Menschenmassen, entfaltet sich jenes exotisch wundervolle Bild orientalischen Lebens, das sich wohl nirgends so farbig und rein erhalten hat, als in Benares, wo jede Berührung mit den Fremden als Verletzung der Gottheit gilt, und wo wie ein letzter Rest der vieltausendjährigen Vergangenheit die magischen Wunder der indischen Völkerwiege sich offenbaren. Bis in die urältesten Zeiten menschlicher Geschichte reicht die Erinnerung an Benares zurück, an die heilige Stadt Kaschi, die Glänzende, an jener bevorzugten Stelle gelegen, an der der Ganges nach Norden umbiegt; von den Strahlen der aufgehenden Sonne zuerst getroffen, schien die Stadt vorbestimmt zu der Wohnstätte Schiwas. Jahrtausende sind über die Stadt dahingerauscht, Buddha hatte hier einen Tempel, dessen Ruinen in dem ältesten Teile der Stadt Sarnath noch aufragen, der Islam hat sich hier eine große Moschee mit stolzen Minaretts erbaut, aber nichts hat die Stärke des brahmanischen Kultes und die uralte Tradition des Hinduismus zu erschüttern vermocht.

Das einzige, was unser Verstand einigermaßen erfaßt, das sind die weltberühmten Benaresarbeiten, die als Kunstwert im Gewerbe aller Länder den ersten Rang einnehmen. Die wunderbar feinen Kupferziselierungen und Messinggravierungen sind alle mit der Hand mit ganz rohen Werkzeugen gemacht. Noch wertvoller sind die Benares-Brokate. Eine Fülle von Schönheit, Abwechslung und Phantasie liegt in diesen dünnen, fast wie aus Mondscheinstrahlen gewebten Schleiern aus Gold-, Silber- und spinnwebfeinen Farbfäden süßester Schattierungen, in diesen schweren, handgestickten Seidenbehängen, metallisch irisierenden Decken, in diesen mannigfaltig gemusterten Gewändern, die als Staatsroben oder Kostüme indischer Schauspieler und Tempeltänzerinnen Verwendung finden.

Noch weit draußen im Hotel, das außerhalb dieser seltsamen Tempelstadt im Schatten mächtiger Boobäume liegt, findet man nicht die notwendige Ruhe nach all der Wirrnis des Grotesken, Unfaßbaren, Niegeahnten und Erschütternden dieser Stadt der tausend Tempel.

—⊡—

Das edle Kraut Tabak

Auch der Genuß des „edlen Krautes Tabak“ hat seit seiner Entdeckung im 16. Jahrhundert Wandlungen durchgemacht. Heute herrscht die Zigarette im Geschmack der Verbraucher vor. In den Anfängen des Tabakrauchens war die Pfeife am beliebtesten und im Jahre 1788 errichtete Schlottmann in Hamburg die erste Fabrik von „Cigarros“ für Deutschland. Zur Zeit der Aufklärung aber fand die Schnupftabaksdose, deren Inhalt man eine reinigende Wirkung auf die Gehirnganglien zuschrieb, Eingang in die höchsten Kreise und bei beiden Geschlechtern.

Frau Rath Goethe teilt in einem Brief vom 16. März 1807 ihrer Schwiegertochter mit, daß sie sich den Schnupftabak wieder habe angewöhnen müssen: „Diesem langen und wohlstilisierten Brief müssen Sie doch verschiedenes ansehen. Erstens — —. Zweytens daß, da ich mir den Tabak wieder habe angewöhnen müssen, derselbe seine Würkung besonders im fließenden Stil vortrefflich thut. Ohne ein Prißgen waren meine Briefe wie Stroh — Frachtbriefe. Aber jetzt, das geht wie geschmiert —“ Preußens philosophische Königin, Sophie Charlotte, huldigte dieser Modekrankheit noch stärker, und soll sogar während der Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg verstohlen ein Prieschen „Spaniol“ genommen haben. Das Schnupfen kam um 1620 in Spanien auf. Daher der Name „Spaniol-Tabak“.) Madame de Cayla wurde die lebendige Schnupftabaksdose Ludwig 18. genannt. Kein Tabak mundete der königlichen Nase besser als der, den Madame für ihren fürstlichen Gönner in ihrem Busenausschnitt barg. Die Marquise de Pompadour erfand zu ihrer eigenen Berühmtheit noch eine „essence du tabac de Pompadour pour corriger la memoire“ hinzu, eine „Tabaksessenz zur Auffrischung des Gedächtnisses“. Prinzessin Amalie von Preußen, die Schwester Friedrichs des Großen, ließ ihr Liebesverhältnis zu dem Freiherrn von der Trenck in ihrem Testament mit dem Vermächtnis ausklingen: „Meinem lieben Neffen von Braunschweig —“ und beim Umwenden des Blattes: „—meinen ganzen Spanioltabak“.

Noch in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts waren goldene oder silberne, mit Edelsteinen verzierte Dosen — die Tabatieren — das höchste Zeichen besonderer Gunst. Im englischen Budget von 1822 sind unter „Staatsausgaben“ 22 500 Pfund Sterling aufgeführt für Dosen, mit denen das Staatsoberhaupt die Nasen fremder Minister und Diplomaten beglückte. Eine umfangreiche Dosensammlung besaß Friedrich der Große, abgesehen davon, daß auf jedem Kamin seines Schlosses eine oder mehrere gefüllte Dosen zum bequemeren Gebrauch standen. Diese Schnupfleidenschaft teilt der große König mit Napoleon I., die beide den Tabak lose in der Westentasche trugen, weshalb der alte Fritz die seine mit Blech hatte ausschlagen lassen. Napoleon verbrauchte durchschnittlich sieben Pfund im Monat, und ließ sich zuweilen 150 Pfund auf einmal schicken. Das Sprichwort: „Schnupfen à la Napoleon“ bedeutete, die Dose gleich behalten. Dagegen legte er keinen Wert auf die Ausstattung der Dosen. Moltke war starker Raucher, aber bei seiner bedeutendsten strategischen Tat soll ein Pfund Schnupftabak eine wichtige Rolle gespielt haben. In dem Augenblick der Schlacht von Sedan, in dem ihm der Nordabmarsch Mac Mahons gemeldet wurde, leerte er seine Schnupftabaksdose auf einen Zug, ging in sein Zelt und fertigte die Befehle aus, die zur Gefangennahme Napoleons führten. Wie Steinmetz erzählte, wurde dieser weltgeschichtliche Zug nach dem Kriege in einer gezeichneten und gegengezeichneten Rechnung: „Für ein Pfund Schnupftabak, geliefert an General von Moltke“ mit 1 Thaler bewertet. Als Schnupfer ist Schiller auf dem Oelgemälde von Anton Graff im Dresdener Körnermuseum mit einer in die Finger geschobenen Dose dargestellt. Der Dekan Göritz, welcher längere Zeit freundschaftlich mit dem Dichter verkehrte, berichtet, daß Schillers Tabaknehmen so übermäßig gewesen sei, daß darunter seine ohnedies zur Heiserkeit neigende Stimme bis zur Tonlosigkeit litt.

Der Physiologe Du Bois-Reymond dachte vom Tabak wie Voltaire vom Kaffee, er ist zwar ein Gift, aber unter Umständen ein sehr langsames. Der Reitergeneral Seydlitz brachte es beispielsweise bis auf 32 Pfeifen im Tag. Einmal wurde sie ihm sogar vom Munde weggeschossen. Fürst Günther Friedrich Karl I. von Schwarzburg-Sondershausen gründete 1816 das erste Rauchtheater in seinem Schlosse. Er erschien selbst mit einer Pfeife und ließ seinen Gästen Pfeifen reichen. Er war ungehalten, wenn jemand die Aufschrift über diesem Musentempel: „Hier muß geraucht werden!“ nicht befolgte. Caruso, Zigaretten-Kettenraucher, schloß keine Gastspielverträge ohne das Zugeständnis ab, bis zum Hochgehen des Vorhangs auf der Bühne rauchen zu dürfen. Ein Feuerwehrmann mit einem Wassernäpfchen hatte den Stummel aufzufangen. Nach Beendigung seiner Partie reichte ihm sein Sekretär wieder das Zigaretten-Etui und der Feuerwehrmann folgte ihm bis zur Garderobe. Die berühmte Tänzerin Fanny Essler erhielt an einem Benefizabend von einem begeisterten Tabakplantagenbesitzer eine Kiste mit buchstäblich sehr schweren Zigarren. Es waren mit Havannadeckblatt umwickelte massive Goldstangen. Ein anderer tabakbauender Verehrer ihrer Kunst schenkte ihr eine brillantenbesetzte Zigarre, deren Brandstelle durch Rubine angedeutet war. Der Kaiserin Maria Theresia dagegen mußten alle Akten parfümiert vorgelgt werden, weil sie den Tabakgeruch nicht vertrug, der diesen Schriftstücken von den Kanzleien anhaftete. Fürst Friedrich Franz Leopold von Anhalt-Dessau (1758—1817) erlaubte, jedem, der auf der Straße rauchend angetroffen wurde, die Pfeife aus dem Munde zu schlagen. Noch weiter ging allerdings das russische Gesetz vom Jahre 1634, das Rauchen und Schnupfen bei Verlust der Nase untersagte.

Lord Byron, ein schwacher Esser, weil er der Ansicht war, daß noch kein Genie dick gewesen sei, hatte eine seltsame Art, sich Vitamine zuzuführen. Er trug ständig eine Dose mit schwarzen Substanzen bei sich, Tabakpräparate. „Morgens trinke ich eine Tasse Tee und um 5 Uhr kaue ich als Mittagsmahl drei solcher Dinger. Sie absorbieren den Magensaft, beugen dem Gefühl des Hungers vor, und ich kann, ohne mit Essen gestört zu werden, von heute (Sonnabend) bis Montag durcharbeiten.“ Als man Jules Verne nach seiner Meinung über den Tabak fragte, erwiderte er: „Tabak? — ?! — Kenne ich nicht! Ich habe nie etwas anderes geraucht als Monopolzigarren“ (was demnach gerade kein Hochgenuß gewesen sein muß.) Von dem Komponisten Anton Rubinstein wird die nette Anekdote erzählt, daß man ihn bei einer Abendgesellschaft darauf aufmerksam machte, es sei unpassend, in Gegenwart von Damen zu rauchen. „Wo Engel sind, dürfen Wolken nicht fehlen“ meinte Rubinstein trocken. Heute fabrizieren sich die „Engel“ ihre zugehörigen Wolken meist selbst.

Interessant ist auch, was ein Kräuterbuch aus dem Jahre 1656 dem „Königinwunderkraut“ oder „Religionskraut“, wie der Tabak in der ersten Zeit in Deutschland hieß, bei Krankheiten und Gebrechen an Heilkraft zuschreibt: „Es reinigt Gaumen und Haupt, vertreibt Schmerzen und Müdigkeit, stillet das Zahnweh und Mutteraufsteigen; behütet den Menschen vor Pest; versoget die Mäuse, heilet den Grind, Brand und alte Geschwüre.“ Mehr kann man auch von neuzeitlicher Selbsthypnose nicht erwarten.

K. J. Grün.

—⊡—

Spanischer Alltag

Von E. von Ungern-Sternberg

Hotels und Pensionen.

Tausende, zehntausende von Touristen besuchen Spanien, bewundern die unvergänglichen Denkmäler der Kunst, die sich durch Jahrhunderte in den Museen angesammelt haben, stehen staunend vor der Alhambra in Granada oder vor der Giralda in Sevilla, lassen den mittelalterlichen Zauber Toledos auf sich einwirken und fahren in die granitene Welt des Escorial. Sie wohnen dem blutigen Spiel eines Stierkampfes bei, freuen sich an der Romantik eines Tango, oder an den Tänzen in einem andalusischen Café, die für den Touristen mit extravaganten Zugaben gewürzt werden. Alle diese Reisenden haben nur spanisches Beiwerk gesehen. Der spanische Alltag ist anders, schwerer zu erkennen. Wer nicht die Sprache beherrscht und sich nicht in die spanische Gedankenwelt hineinzuleben versteht, sieht ihn unter dem vielen Flitter nicht.

Die Flut der Ausländer, die sich über Spanien ergießt, kehrt in den vielen Hotels ein, deren Reklameschilder und Omnibusse schon auf dem Bahnhof locken und die für den internationalen Touristenverkehr mehr oder weniger ein-